

Das Märchen von den Elite-Universitäten in Deutschland

Hans N. Weiler

Der Vorschlag der SPD-Geschäftsführung, in Deutschland Elite-Universitäten à la Harvard oder Stanford einzurichten, ist unbedachter hochschulpolitischer Opportunismus. In einer Situation, in der das Fiasko deutscher Hochschulpolitik beim besten Willen nicht mehr zu übersehen ist und die katastrophale Unterfinanzierung der deutschen Hochschulen selbst die unpolitische Studentengeneration von heute auf die Strasse treibt, tritt die SPD eine Flucht nach vorne an, die nur in einer Sackgasse enden kann. Der Vorschlag klingt nach Fortschritt und Innovation, aber er hat keine realistische Chance, eingelöst zu werden und verstellt nur den Blick auf die wirklichen hochschulpolitischen Notwendigkeiten.

Es gibt in Deutschland, im internationalen Maßstab, viele mittelmäßige und manche gute Hochschulen, und unter den letzteren gibt es einige, die über ganz ausgezeichnete Fakultäten, Fachbereiche und Institute verfügen. Man könnte aus mancher mittelmäßigen eine gute und aus mancher guten eine sehr gute Hochschule machen, wenn man (a) diese Hochschulen finanziell, personell und materiell angemessen ausstatten, (b) ihnen die Auswahl ihrer Studierenden gestatten und (c) ihre Professoren dazu bringen würde, mehr als eine Sprechstunde pro Woche der Beratung ihrer Studierenden zu widmen. Weder (a) noch (b) noch (c) sind in Deutschland auch nur annähernd gewährleistet. In einer solchen Situation von „Elite-Universitäten“ zu träumen ist unredlich. Man schaue sich nur einmal Brandenburg an: eine Hochschullandschaft, die einmal mit Mut und wissenschaftspolitischem Weitblick begründet wurde und zu den besten Hoffnungen berechtigte, und die jetzt nur noch von einer Haushaltssperre zur nächsten hechelt.

Wie kommen denn amerikanische Spitzenuniversitäten dazu, Spitze zu sein? Das Rezept ist relativ einfach: Man stellt die besten Wissenschaftler der Welt ein, mit höchst attraktiven Gehältern und Ausstattungen und, wenn es sein muss, einer Stelle für den Ehepartner, man sucht sich die besten Studierenden aus (nur jeder zehnte Bewerber wird in Stanford angenommen), man verlangt hohe Studiengebühren (ca. 30.000 Dollar im Jahr in Stanford) und hilft hochbegabten, aber finanziell schwachen Studierenden mit Stipendien, und man sorgt dann dafür, dass diese Universität Jahr für Jahr satte zweieinhalb Milliarden Dollar (ohne Investitionen) ausgeben kann (die Viadrina gibt im Jahr gerade einmal 17 Millionen Euro aus, und nicht einmal die sind ihr sicher, und selbst die FU Berlin mit immerhin über 40.000 Studierenden bringt es mit Mühe auf einen Jahresetat von 270 Millionen Euro – ein Zehntel des Budgets von Stanford, das nur halb so viele Studierende zu versorgen hat!). Und dann noch etwas: man sorgt dafür, dass die Spitzenforschung tatsächlich an diesen Universitäten – und nicht wie in Deutschland in außeruniversitären Enklaven wie Max-Planck-Instituten –

stattfindet. Das Resultat für eine Universität wie Stanford: international hoch renommierte Wissenschaft, 17 Nobelpreisträger, Weltklasse-Bibliotheken und Labors, wissenschaftlicher Nachwuchs mit erstklassigen Berufungschancen, und man reißt sich – trotz der Studiengebühren – um die Zulassung zum Studium und trägt zeitlebens mit Stolz (und Gewinn) das Markenzeichen eines Alumnus oder einer Alumna von Stanford vor sich her.

Noch ein paar Zahlen, damit die Dimensionen deutlich werden. Stanford hat ein Stiftungsvermögen (*endowment*) von rd. acht Milliarden Dollar (Harvard und Yale: 19 bzw. 11 Milliarden), und die Zinsen daraus (rd. 400 Millionen Dollar) bestreiten immerhin ein knappes Fünftel des jährlichen Haushalts. Fast so viel erwirtschaftet Stanford aus Spenden: rund 300 Millionen Dollar im Jahr, Jahr für Jahr – und bei besonderen Anlässen eine Menge mehr. Man vergleiche: die von den besten deutschen Unternehmens-Adressen gestützte private „European School of Management and Technology“ (ESMT) in Berlin hat ihre liebe Not, überhaupt einmal 100 Millionen Euro zusammen zu bringen. Wer will denn im privaten Deutschland bei ausgezehrten öffentlichen Haushalten in eine solche Bresche springen?

Schließlich sollte man eines nicht vergessen: Die großen amerikanischen Privatuniversitäten wie Stanford, Harvard, Yale, Princeton verdanken ihre Entstehung ganz besonderen historischen und wirtschaftlichen Konstellationen, die heute selbst in den USA so nicht mehr reproduziert werden könnten. Eine Universität wie Stanford oder Harvard wäre heute aus den Mitteln auch der wohlhabendsten Amerikaner nicht mehr herzustellen. Man sollte sich stattdessen in der deutschen hochschulpolitischen Diskussion sehr viel mehr an den vorzüglichen *staatlichen* Hochschulen der USA orientieren: die *University of California*, die *State University of New York*, die *University of Wisconsin* sind in Forschung und Lehre hervorragende Einrichtungen, wie man sie sich in Deutschland überall wünschen würde. Aber auch sie sind sehr viel besser ausgestattet und selbständiger als deutsche Hochschulen, und auch sie erheben Studiengebühren und suchen sich ihre Studierenden selber aus.

Es entbehrt ja wirklich nicht einer beträchtlichen Ironie, dass die gleiche Partei, die jetzt in Weimar Eliteuniversitäten fordert, sich hartnäckig weigert, über Studiengebühren auch nur zu reden. Dabei steht inzwischen völlig außer Frage, dass man Studiengebühren sozialverträglich einrichten kann, und dass das eigentlich Asoziale nicht die Studiengebühren sind, sondern die Tatsache, dass ein so teures und für den einzelnen so einträgliches Gut wie eine Hochschulausbildung gratis verabreicht und von denen, die nicht studieren, über ihre Steuern subventioniert wird. Wenn das sozialdemokratisch ist, dann ist George W. Bush ein Friedensengel.

Man sollte denen, die nun plötzlich ihre Leidenschaft für erstklassige Wissenschaft entdeckt haben, etwas mehr Bodenhaftung empfehlen, aber vielleicht auch einen Hinweis darauf geben, was man von den

hochschulpolitischen Erfolgen anderer Länder in Deutschland tatsächlich und realistischer Weise lernen könnte. Dazu gehört der Mut zu einem nach Leistung differenzierten Hochschulwesen, in dem es gute und weniger gute Hochschulen gibt und in dem die Finanzierung Exzellenz honoriert und Mittelmäßigkeit bestraft.

Dazu gehört auch, die an einzelnen Hochschulen – Universitäten wie Fachhochschulen – bestehenden Stärken systematisch zu fördern und daraus wirkliche Gravitationszentren für wissenschaftliche Exzellenz zu machen – vor allem durch Kompetenzzentren (*Graduate Schools*) für den wissenschaftlichen Nachwuchs und herausragende *Professional Schools* für eine anwendungsbezogene, wissenschaftlich erstklassige und konsequent interdisziplinäre Forschung und Lehre.

Im deutschen Hochschulwesen ist in den letzten Jahren viel geschehen. Viel bleibt zu tun. Man sollte sich davon durch das Märchen von den Elite-Universitäten nicht abbringen lassen.

Hans N. Weiler ist Professor emeritus für Politik- und Erziehungswissenschaft an der Stanford University und ehemaliger Rektor der Europa-Universität Viadrina.

(erscheint in der Märkischen Oderzeitung, Samstag, 10. Januar 2004)